

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 48

Artikel: Riedland [Fortsetzung]
Autor: Guggenheim, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649938>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ROMAN VON KURT GUGGENHEIM

2. Fortsetzung

„Ein Haus, ein brennendes Haus, mit weniger tut er es nicht, ein brennendes Haus ist ihm gerade gut genug“, murmelte sie. Sie sah ihn vor sich, wie er, irgendwo, weit draussen über dem See, unter den flüsternden Bäumen des Buchberges sass und auf das Feuerhorn horchte, das ihrem Ohr seine Botschaft brachte. Sie sah seine Augen, die über dem Saum der Buchen denselben rötlichen Schein der Lohe am Nachthimmel suchten, der sich, über den Talgrund hinweg, in ihren eigenen Augen winzig gespiegelt hatte. Ein Schimmer davon würde auch durch die bunten Scheiben der Meinradskapelle auf die stille Stirne des Mannes fallen, der dort aufgebahrt lag, den Rosenkranz mit den perlmuttern Kugeln um die leblosen Gelenke geschlungen. Nur sie allein, die sie regungslos in der Dunkelheit ihres Zimmers hockte, würde wissen, dass dieses Feuer und das klagende Horn in der Nacht eine Antwort waren und eine verächtliche Herausforderung.

Therese liess sich zurückfallen, bis ihr Rücken die Lehne des Sofas berührte und legte beide Hände auf ihr Gesicht. Der Schmerz des Menschen wird ausgetragen und mühsam geboren wie sein Kind. Aber was sie fühlte, war die Leere, die nach der Entbindung in den blutenden Eingeweiden zurückbleibt, die unvergessliche Demütigung der Natur an dem übermäßig stolzen Leibe des Menschen.

Sie schreckte auf; vor der Türe hatte die Zugglocke zweimal mit ihrem fröstelnden Ton angeschlagen. Therese er hob sich, machte die paar Schritte zum Tisch hinüber, entzündete die Lampe, wischte die Schnitzel von der Platte des Sekretärs, schüttete sie hinter die gusseiserne Türe des Kachelofens, nahm das Licht und die Schlüssel, schritt durch den dunklen Gang an die Wohnungstüre, öffnete; ihr Gesicht war ganz ruhig.

Im Scheine ihrer erhobenen Lampe stand ein junges Mädchen im Türrahmen, barhäuptig, die dunklen Haare schlcht gescheitelt.

„Guten Abend, Mutter“, sagte es.

Wo kommst du noch her um diese Stunde?“ Theresens Stimme war ein wenig heiser, leise, gleichsam abwesend, ohne Erstaunen.

„Ich war dienstfrei heute, botanisierte den ganzen Nachmittag und nehme jetzt dann den letzten Omnibus hinüber“, antwortete das Mädchen und schritt hinter der Mutter her in die Stube.

„Hast du schon gegessen? In der Küche steht noch Milch, wenn du Hunger hast.“

Das junge Mädchen hing den Riemen der grünen Botanisierbüchse über die Stuhllehne und legte die Windjacke darüber. „Der Fischer hat ihn gefunden.“ sagte es. „Denk dir, er hatte sich die Hände mit dem Rosenkranz gefesselt.“

„Ich weiss es, Helbling hat es mir heute Abend gesagt.“ Therese hob sacht die Platte des Sekretärs und verschloss

sie; Marie sah es im Spiegel. Einen Atemzug lang herrschte Stille. Dann sagte das Mädchen:

„Es ist vielleicht besser für ihn. Seit acht Tagen ging er nicht mehr aus dem Haus heraus. Herr Kägi tat den Dienst für ihn. Er tut mir so leid, weisst du. Zweitausend Franken fehlen. Mandate, die er nicht weitergeleitet hat. So etwas! Er musste doch wissen, dass es auskommt.“

Therese befestigte den Schlüsselbund an ihrer Hüfte, gleichmütig und mit ausdruckslosem Gesicht. „Das wissen sie immer“, sagte sie.

„War er auch bei dir? Bei allen war er, weisst du, ist herumgelaufen wie gehetzt. Jeder wusste es schon.“

„Ja, er war auch da. Ich verliere auch etwas. Wir sind doch zusammen zur Schule gegangen.“ Ihre Stimme floss völlig ruhig dahin, eintönig und gemütlos, wie es Marie an ihrer Mutter gewohnt war.

„Und brennen tut es auch schon wieder“, sagte das Mädchen, „aber diesmal werden sie es löschen. Die Feuerwehr stand schon bereit wie zu einer Uebung, weisst.“

„Wo brennt es?“

„Beim obern Bamert, nur ein paar hundert Meter von der gestrigen Brandstelle weg. Sie hätten ihn schon, haben sie vorhin gesagt.“

Therese schaute auf. „Sie haben ihn?“

„Die Leute sagten es vorhin auf dem Burgplätzli. Es wäre einer in der Gegend herumgestrolcht und hätte die Bauern um einen Schlafplatz in der Scheune gefragt.“

Theresens Gesicht hatte sofort wieder alle Aufmerksamkeit verloren. „Es wäre höchste Zeit, dass sie ihn festnehmen“, sagte sie.

Marie hatte den Fuss auf den Stuhlsitz gestellt, rollte ihren Strumpf bis zum Knöchel hinunter und umschloss mit beiden Händen das Gelenk.

„Was hast du?“

„Ich muss mir den Fuss übertreten haben, er ist ein bisschen geschwollen.“

Therese stand ausserhalb des Lichtkreises und blickte auf das junge Mädchen hinab, das da, auf eine beinahe kriegerische Art, aus ruhigen Hüften heraus sich über das nackte Knie beugte und seinen Fuss besah. Sie sah die harmlose Gestalt im gedämpften Licht der alten Lampe, die kurzen Schatten unter den gesenkten Wimpern und der drollig vorgestülpten Unterlippe.

„Du, noch etwas“, sagte das Mädchen und schaute auf. „Es ist Oel gekommen, heute nachmittag, zum erstenmal.“

„Es ist Oel gekommen? Wer hat dir das gesagt?“

„Die Schichtarbeiter haben es nach Tuggen gebracht. Kannst dir die Aufregung vorstellen!“

Therese war um die Nüstern herum ein wenig blass geworden. Unter den fischbeinernen Stäbchen des Kragens schlug ihre Ader. „Ist es wahr“, fragte sie, „nicht einfach Spuren, wie schon oft?“

„Diesmal muss es stimmen. Absolutes Rauchverbot. Den ganzen Nachmittag haben sie im ‚Schlüssel‘ mit Zürich telephoniert. Kannst denken, wie verrückt die sind, nach einem Jahr, endlich. Alle Wirtschaften sind voll drüber.“

Therese hörte mit gesenkten Lidern zu; ihre Unterlippe war halb weiss vom Biss ihrer Zähne.

Das Mädchen rollte den Strumpf wieder zurück, nahm den Fuss vom Stuhl, richtete sich auf, strich eine Haarsträhne aus der Stirne, lachte.

„Du, wenn das wahr ist, das gibt eine Veränderung im Ländchen, meinst nicht? Petrol in der Schweiz! Stell‘ dir das vor!“

Marie wanderte, während sie das sagte, im Zimmer herum, stand einen Augenblick vor der Kommode, berührte mit flüchtigem Finger die rosarote Fassade des Domes von Siena, hob das Gesicht und schaute zu der Elster hinauf. „Schläfst, Joggeli?“ fragte sie. Die Elster sass regungslos mit aufgeplusterten Federn da, aber ihr Auge war geöffnet und blickte ins Licht. „Mausert er?“

„Es wird jetzt dann bald wieder so weit sein“, sagte Therese abwesend. Von der Strasse herauf hörten sie die Schritte zahlreicher Fussgänger.

„Es muss schon gelöscht sein“, sagte Marie, „sie kommen schon wieder zurück. Ich hab dir ja gesagt die Feuerwehr stand schon bereit.“

Sie hörten Bruchteile angeregter Gespräche; Worte konnten sie keine verstehen. Einmal gab es auch einen Jauchzer.

„Die wissen es auch schon wegen dem Oel“, lachte Marie. „Das wird eine nette Kilbi werden diese Nacht.“ Sie war vor dem Weihwassergefässchen stehen geblieben, das unter der Photographie ihres Vaters an der Wand zwischen den beiden Fenstern hing. Sie steckte den Finger hinein und es blieb ein wenig Staub daran zurück. Sie spielte mit den perlmuttern Kugeln des Rosenkranzes, der darüber hing und dessen Kreuzchen dabei leise an das Pozellanbecherchen anschlug.

„Jesses, und der Arme, der nun allein in der Kapelle liegt. Sicher hat ihm niemand auch nur ein Blümchen gebracht. Morgen früh bekommt er ein paar Seerosen von mir. Ich nehme das Faltboot vom Kägi. So kann man ihn doch nicht gehen lassen.“

Sie kehrte langsam zum Tisch zurück, schaute auf die gehäkelte Decke hinab, spielte mit dem Brillenfutteral, das dort lag. „Mutter, kannst du mir zwanzig Franken geben?“ fragte sie leise.

Therese hob ihr Kleid und zog ein schwarzes Portemonnaie aus der Tasche, die im Unterrock eingenäht war. Sie hatte wieder ihr gleichmütiges Gesicht.

„Wozu brauchst du es?“

„Ich sag es dir dann später einmal.“

Das Mädchen faltete die Note zusammen, hob die Windjacke vom Stuhl und schob das Geld in die Seitentasche. „Ich danke dir vielmal.“ Zum erstenmal an diesem Abend blickte Marie in das Gesicht ihrer Mutter.

An den Schläfen lagen die Fältchen in der braunen Haut wie feine Risse in altem Porzellan, aber es gingen auch gröbere Rinnen, deren Grund wie von einem schmalen flachen Meissel ausgekerbt waren, durch Stirne und Wange. Unter den Augen lag ein veilchenblauer Hauch; der blasse Schimmer des leidenschaftslosen Blickes gab dem jungen Mädchen keine Antwort.

„Ich höre den Omnibus an der Post oben vorfahren“, sagte es nach einer Weile.

Hinter der Türe horchte Therese noch den lauten Tritten Maries nach, bis unten die Türe ins Schloss fiel. Dann kehrte sie in das Zimmer zurück. Der Docht blackte ein wenig und ein feiner Rauch entstieg dem gläsernen Zylinder. Sie drehte das Licht zurecht, nahm die stählerne Brille vom Tisch und setzte sie auf. Dann öffnete sie die oberste Schublade der Kommode und kramte unter einem Bund

Wäsche eine zerlesene Broschüre in grünem Umschlag hervor. „Die Vermutung des Erdölvorkommens im Tuggener Ried, Bericht der Expertenkommission“, stand darauf. Sie setzte sich an den Tisch und begann zu lesen.

Auf der Gasse war es ganz still geworden. Im Nebenzimmer knarrte von Zeit zu Zeit unter dem Zug der Gewichte das Räderwerk der Stockuhr, manchmal scharrten ihre Schuhe ein wenig unter dem Tisch; im Gebälk trieb ein Holzwurm sein Wesen.

DRITTES KAPITEL.

Marie hatte den Omnibus nicht genommen; sie wanderte auf der einsamen nächtlichen Strasse heimwärts. Die Luft war von unaufhörlichem leisem Summen erfüllt. Auf dem Ried lagen helle Nebel in kleinen flachen Wolken, darüber, im schwarzen Himmel, glitzerten die Sterne. Die letzten Strassenlampen blieben hinter ihr zurück; nur der Widerhall ihrer kräftigen Schuhe begleitete sie. Sie folgte dem blassen Band, das sich in der Dunkelheit verlor. Einmal stand eine wildende Katze am Wegrand und in ihren funkelnenden Augen sammelte sich alles Licht, das noch im Lande war. Hier und da sprang unter ihren Sohlen ein Kiesel zur Seite; weit vor ihr, zwischen den Bäumen am Wegrand, wanderte das Echo ihrer Schritte, so dass sie manchmal glaubte, es komme ihr jemand entgegen; doch wenn sie still stand, verstummte der Widerhall und sie war allein. Sie hörte nur den Wind sachte in den Lanzen des Schilfes flirren und sie ging weiter in das Dunkel hinein. In den Wäldern des Buchbergs stöhnte eine Eule klagend und warnend auf. „Uuuuhuuu“, und dann nach ein paar Herzschlägen nochmals „Uuuuhuuu“.

Aber je weiter Marie in die Nacht wanderte, um so mehr begann der Himmel über der schwarzen Erde zu leuchten. Sie erinnerte sich an die Exkursionen der Volkshochschule, stand still und suchte, indem sie ihr Gesicht aufwärts wandte und den Kopf langsam im Nacken hin und her drehte, den Stern Alastor. „Dort ist der Bär“, dachte sie, „hier der Polarstern und dort in jener östlichen Gegend, jener kleine mit dem fahlen Licht, muss es sein.“ Wie sie so stand, mitten auf der Strasse, den lautlosen Atem des nächtlichen Landes um sich, im unhörbaren Regen der Sterne, begann ihr die Kehle weh zu tun, wie von einem Lied, das sie nicht singen konnte. Sie hatte das Gefühl, als begegne eine Erinnerung in ihr Einlass, sie wusste nicht, in welche Bezirke sie gehörte, aber es musste etwas übermäßig Grosses sein, für das sie zu klein war, es zu empfangen. Sie hörte in der Ferne die Eule schluchzen, sie hörte den Hofhund, der draussen im Gaster aufheulte; neben ihr am Straßenbord begann eine Grille zu zirpen. Es war, als bemühte sich das kleine Getier, auf seine törichte Weise, ihr zu helfen in der dunklen Nacht. Im Ried plätscherte das Wasser in einem Tümpel, der Wind rauschte auf und verging und dann war wieder nichts da, wie das leise Summen, als kreuzten zwischen der Erde und den Gestirnen ruhelos Kräfte und Signale.

Am Wegrand stand ein Meilenstein. Marie setzte sich darauf, bedachtsam und ohne Eile, als hätte sie Wichtigeres zu tun, als auf der Strasse weiter zu gehen. Sie blickte um sich und sah die Veränderung, die in der Landschaft vor sich ging. In zunehmender Helle wuchs der Himmel über den schwarzen Horizonten. An seinem östlichen Rand fuhren kleine schaumige Wolken dahin, in den Tümpeln begann es silbern aufzublitzten, das Band der Strasse wurde hell und im Ried hob ein schwarzes Heer die Spitzen seiner Lanzen in das Vorlicht des Mondes. Dann kam er selbst, mit haarscharfen Rändern, prunkvoll, von einer weiten Reise. Wie das Meer um den Bug des Schiffes, rauschten die Weltenwinde um seine Kugel und ihr letzter Hauch wehte die kleine Strähne aus der Stirne des Mädchens.

(Fortsetzung folgt)